

Rote Fahnen am offenen Grab

Vor 80 Jahren, am 1. Dezember 1945, machten sich Hunderte von Menschen auf nach Wasserhorst, dem alten Kirchdorf im Bremer Blockland. Sie wollten neun Ermordeten das letzte Geleit geben. Auf dem kleinen Wasserhorster Friedhof sind noch Grabsteine aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu finden – der nasskalte Sonnavend im Spätherbst 45 dürfte für die mächtigste aller dortigen Trauerfeiern stehen. Es war eine bewegende Veranstaltung im traditionellen christlichen Rahmen. Aber nicht nur das. Sie hatte unübersehbar auch den Charakter einer antifaschistischen Manifestation.

Der Autor dieses Textes hatte vor etlichen Jahren noch die Gelegenheit, Blocklander zu befragen, die damals vor Ort waren. Die meisten erinnerten sich kopfschüttelnd. Obwohl die Verwandten und Freunde der Toten, die Bewohner der anderen Höfe nahezu vollständig erschienen waren, seien die „Angereisten“ in der Mehrzahl gewesen. Viele, viele Menschen! Mit Fahrrädern seien sie gekommen, aus Walle und Gröpelingen. Andere hätten den Zug bis Burg benutzt und die letzten Kilometer zu Fuß zurückgelegt. Und diese mitgeschleppten roten Fahnen, unglaublich!

Schon allein der Anmarsch wirkte wie eine Demonstration und stieß auf Verwunderung und Befremden. Dabei hätte man wissen können, was da auf Wasserhorst zukam. Hatten doch die gerade wieder zugelassenen Parteien SPD und KPD (und zwar gemeinsam) im Weser-Kurier aufgerufen, an der Bestattungsfeier teilzunehmen. Dies sei eine „Ehrenpflicht“ für ihre Mitglieder „und alle bremischen Antifaschisten“. In der selben Ausgabe (28.11.45) war die Aufforderung eines „vorbereitenden Ausschusses der Gewerkschaften“ zu lesen, „in allen Betrieben, Büros und Geschäften eine Arbeitspause von zwei Minuten durchzuführen.“ Ob dieses Innehalten an den Arbeitsplätzen stattgefunden hat, ist unbekannt. Doch beide Appelle bezeugen die außerordentliche Bedeutung des Ereignisses. Am Beerdigungstag zogen jedenfalls „Menschenmassen“ gen Wasserhorst, wie auch der damals zuständige Pastor Max Penzel in seinen Erinnerungen festhielt. An den Toren des Friedhofes waren Polizeibeamte postiert. Womöglich aufgrund der Ankündigungen und Aufforderungen schienen sie zu glauben, hier an diesem Tag könnten Welten zusammenstoßen. Sie rechneten mit Störungen und Übergriffen. Letztendlich verhinderte die große Zahl der Trauergäste, dass alle auch nur einen Blick auf die Grabstelle werfen konnten. Dabei war es eine riesige Grube, die neun Särge aufzunehmen hatte, fünf große und vier kleinere. 80 Jahre später ist das Gemeinschaftsgrab gar nicht so leicht zu finden. Ein unauffälliger Stein im rechten hinteren Bereich des Areals, mehr nicht. „Familiengrab“ ist eingraviert, darunter drei Namen und der gemeinsame Todestag. 21. November 1945.

Was war am 21. November geschehen, in der Nacht zum Buß- und Betttag? Eines der größten Verbrechen nicht nur der Bremer, sondern der gesamten deutschen Nachkriegsgeschichte. Der Blocklander Hof Kapelle war heimgesucht worden. Ein Raubüberfall, der als Massaker endete. Zwölf Menschen, darunter fünf Kinder, wurden in einem Kellerraum zusammengetrieben und erschossen. Regelrecht hingerichtet, kaltblütig und erbarmungslos. Nur einer überlebte schwer verletzt: der 43-jährige Familienvater Wilhelm Hamelmann. Als er von mehreren Kugeln getroffen am Boden lag, starben neben und über ihm seine Frau Margarete, ihre vier Kinder, die Altbauern Wilhelm und Meta Flothmeier und Hamelmanns Eltern, die als Ausgebombte hier untergekommen waren. Nun lagen sie in ihren Särgen vor einer erschütterten Menschenmenge. (Die drei anderen Opfer, darunter der 15-jährige Knecht, wurden in ihren Heimatgemeinden beerdigt.) Bremer Kriminalpolizei und US-amerikanische Military Police bemühten sich gemeinsam um Aufklärung, mit großer Hast und fragwürdigen Methoden. Nur wenige Stunden nach der Tat fuhren sie zu

einem nahegelegenen Lager für Displaced Persons in Bremen-Gröpelingen. Räume wie Bewohner wurden durchsucht und schließlich acht ehemalige polnische Zwangsarbeiter gefesselt abgeführt.

Die Brutalität des Verbrechens war den Menschen auf dem Friedhof bekannt, und auch die Festnahmen hatten sich längst herumgesprochen. Was jedoch kaum jemand wusste: Die Razzia hatte sich als überfallartige Schleppnetz-Fahndung abgespielt. Wer sich wehrte oder floh, machte sich besonders verdächtig. Und was am darauf folgenden Tag inszeniert worden war, kam erst Jahre später ans Tageslicht. Eine unwürdige Prozedur, eine nach heutigen Maßstäben unzulässige Gegenüberstellung. Die Verhafteten wurden Wilhelm Hamelmann vorgeführt. Einem Mann, der zwischen Leben und Tod schwebte, auch seelisch zutiefst verwundet war. Die ihm vorgelegten Protokolle konnte er nicht unterschreiben, nur mit einem Kreuz versehen, die vorgelesenen Texte bestätigte er durch Handzeichen. Für die Mordkommission war damit der Fall im Großen und Ganzen aufgeklärt. In ihrem Schlussbericht – vier Tage vor der Beerdigung verfasst – heißt es, „dass fast sämtliche Beschuldigten sich mehr oder weniger an dem Raubmord beteiligt haben“.

Es dürfte also auf dem überfüllten Friedhof auch Trauernde gegeben haben, die nicht nur trauerten. Sondern im leisen Gespräch „die Polen“ verfluchten, an Rache dachten. Eine dem entgegenstehende Botschaft ging von den „Bremern“ aus. Nicht etwa, dass sie Parolen skandierten und für die Störungen sorgten, die die Polizei befürchtet hatte. Sie blieben still, hielten aber unübersehbar Transparente hoch, die auf eine etwas andere Geschichte hindeuteten. Es ist zwar anzunehmen, dass auch viele der Antifaschisten ehemalige Zwangsarbeiter für die Täter hielten. Aber sie weigerten sich, hinter einer zu einfachen Erklärung einen Punkt zu setzen. „Millionen wurden von dem Nazi-Regime gemeuchelt, erschlagen u. ermordet“, hieß es auf einem Spruchbänder. Es dürfte klar sein, was damit gemeint war: Die am 21. November Erschossenen gehören zu den Millionen von Menschen, die in den Jahren zuvor ermordet worden sind. Opfer, für die das Regime der Nazis verantwortlich ist. Sollten die Bewohner des Hofs Kapelle tatsächlich von Displaced Persons umgebracht worden sein, dann beweise dies vor allem, Opfer können zu Tätern werden. Dann hätte das, was sie während des Faschismus zu erleiden hatten, sie dazu getrieben.

Für die Bremer Antifaschisten dieser Zeit war das ein selbstverständliches Narrativ. Und nicht nur für sie. Da gab es beispielsweise den Verbindungsoffizier der US-Army, Captain Erwin W. Bard, der sich in diesen Monaten häufig mit Bürgermeister Kaisen besprach. Auch kurz nach dem Überfall war er im Rathaus, wo man notierte (vorsichtshalber im Konjunktiv), wie er sich geäußert hatte: „Man dürfe nicht vergessen, dass die ursprüngliche Verantwortung für diese Vorkommnisse bei den Nazis liege, denn sie hätten die Polen mit Gewalt nach Deutschland geholt und sie als Sklaven für sich arbeiten lassen.“

Doch spiegelten sich solche Haltungen auch in den Reden wider, die auf dem Friedhof gehalten wurden? Kaum. Wilhelm Kaisen (SPD), vier Monate zuvor zum Bürgermeister und Präsidenten des Senats ernannt worden und einer der beiden Hauptredner des Tages, soll der Überfall persönlich nahe gegangen sein. Er stand auf einer Bohle am offenen Grab, eingerahmt von roten Fahnen, und rief mit erregter Stimme: „Nun ist es aber genug!“ Aber schließlich war auch er ja Antifaschist, zudem pragmatischer Politiker. Also vermied er hier vor der Menschenmenge Vokabeln wie „Polenterror“ oder „Polenplage“, wie sie in Senatssitzungen vorher noch gefallen waren. Das Wichtigste war ihm zu versprechen, die Besatzungsmacht werde jetzt handeln. Sie sei bereit, „diesem Bandenunwesen entschlossen ein Ende zu bereiten“.

Eine eher martialische Predigt wurde hingegen von Max Penzel vorgetragen, dem anderen Redner. Wilhelm Hamelmann hatte ihn sich gewünscht, er kannte ihn als Pastor der Wilhadi-Gemeinde in

Bremen-Walle. 1944 hatte Penzel dort die zwei ältesten Töchter Hamelmanns konfirmiert. Ein Seelsorger, der durchaus dem verbreiteten Typus der damaligen evangelischen Kirche in Bremen entsprach. Theatralisch und lautstark schilderte er einen „Endkampf um das Reich Gottes“, sprach von einem „Schlachtfeld der Welt“, auf dem die Christen gerade „sterben und verderben“ würden. Die Toten des 21. Novembers waren demnach in den Krieg gezogen, anscheinend auch die Kinder, in einer Schlacht gefallen und nicht etwa in einem Kellerloch massakriert worden. Doch Penzel fabulierte nicht nur nach alttestamentarischer Art. An sich wollte er ja die Gegenwart deuten – wobei er jedoch zu derart abwegigen Schlussfolgerungen kam, dass er an anderen Orten mit lautstarkem Protest hätte rechnen müssen. So verkündete er, Menschen würden dann zu Tätern – und damit meinte er befreite Zwangsarbeiter –, „wenn man sie verwöhnt und faulenzten lässt. Denn Müßiggang ist aller Laster Anfang“.

Auch solche Töne wurden von den Trauernden hingenommen, stießen allenfalls auf leises Grummeln. Ganz still soll es jedoch geworden sein, als Penzel einen Text vorlas, den der immer noch im Krankenhaus liegende Wilhelm Hamelmann ihm diktiert hatte. Hamelmanns gesamte Familie war ermordet worden war, er selbst nur knapp dem Tode entronnen – und jetzt bekannte sich dieser so leidgeprüfte Mensch zur Mitmenschlichkeit, rief zu Vergebung und Versöhnung auf: „Unser Haus war stets ein Haus der Liebe, wo die Niedrigen geachtet wurden und den Ärmsten Hilfe ward. Das soll auch weiterhin meinem Leben Leitstern sein. Lasst uns unsere Herzen einstellen auf die Melodie der Liebe, der Liebe, die vom Kreuz her uns sucht.“ Kein Hauch von Vergeltungsrhetorik, stattdessen unerwartete und unerhörte Worte, die die Trauergemeinde völlig verstummen ließ.

Ein starker religiöser Glaube offenbarte sich hier – und dennoch dürften diese Worte am ehesten bei den „Roten“ auf Respekt und Genugtuung gestoßen sein. Sie entsprachen ihrer Haltung. Im Übrigen war vielen der Antifaschisten bekannt, dass Hamelmann einer von ihnen war. Was seine Nachbarn im Blockland bis zum Tag der Beerdigung allenfalls geahnt haben dürften. Dort galt er als ein Zugezogener, war in Walle geboren, hatte eingeheiratet, arbeitete in der Stadt als Apothekerassistent. Ein Familienvater, aber doch ein Mann, der seine eigenen Wege ging. Erst Jahrzehnte später kam Weiteres ans Licht. Recherchen ergeben heute das Bild eines aufrechten Christen, der sich zumindest in der letzten Phase der NS-Zeit zum Widerstand hingezogen fühlte, sich zeitweilig als Kommunist begriff und an der Betreuung von Zwangsarbeitern und geflohenen Kriegsgefangenen beteiligt war. Er war befreundet mit Walter Oldehoff, einem kommunistischen Widerständler, der Zuchthaus und KZ überlebt hatte, und auch mit Adolf Ehlers, in der NS-Zeit einer der führenden Köpfe der Bremer Antifaschisten. Gleich nach Kriegsende betätigte sich Hamelmann wahrscheinlich in der parteiunabhängigen Kampfgemeinschaft gegen den Faschismus, was erklären könnte, warum er auch beim Arbeiterhilfswerk mitwirkte. Das war eine von der KGF initiierte gemeinnützige Organisation, die erst im August gegründet worden war. Im Weser-Kurier-Aufruf von SPD und KPD war Hamelmann als ihr Waller Vorsitzender benannt worden. Dieses Arbeiterhilfswerk betrachtete als ihre vornehmste Aufgabe die „Unterstützung unschuldig in Not Geratener“. Solch einer Verantwortung fühlte sich Hamelmann offensichtlich auch in der NS-Zeit verpflichtet. Und so handelte er schon damals – auch wenn dies als illegal galt und überaus gefährlich war.

Von all dem hat er öffentlich nie gesprochen, auch nicht als Zeuge vor Gericht. Allerdings nennt er in einem 15 Jahre später von ihm verfassten Büchlein nochmals ehemalige Zwangsarbeiter als die Täter des Massakers. Und ergänzt das mit einem Satz, der den Schluss nahe legt, dass seine Vergebungsbereitschaft nicht nur auf christlichem Glauben beruhte, sondern auch seinem politischen Denken entsprach: „Bedenkt man, dass es nicht nur Kriegs-, sondern auch

Zivilgefangene waren, denen man ihre Freiheit genommen hatte, so kann man den Vergeltungsdrang sehr wohl verstehen.“

Viele Menschen aus unterschiedlichen Bereichen kamen beim Wasserhorster Begräbnis zusammen. Verständlich, dass auch Unterschiede in den Emotionen, Ansichten und Haltungen sicht- und hörbar wurden. Wenn die Menge überhaupt etwas einte, dann die Trauer. Worte der Vergebung und Solidaritätsbekundungen trafen auf Rachedgedanken, auf Zorn, Wut und die Angst, dass sich solch ein Verbrechen wiederholen könnte. Eine Predigt mit apokalyptischen Deutungen kontrastierte stark mit Hinweisen auf ganz andere Ursachen, die Verbrechen der NS-Zeit. Vor allem die Teilnahme derjenigen, die sich als Antifaschisten verstanden, sprengte den herkömmlichen Rahmen einer Beisetzung auf abgeschiedenem Dorffriedhof. Sie bekam beinahe das Äußere einer politischen Kundgebung.

Und für die antifaschistischen Trauergäste hatte dieser Tag eine zusätzliche Bedeutung. Nach den Jahren des Verbots ihrer Organisationen, nach Unterdrückung und Verfolgung konnten sie sich wieder offen zeigen. Mit ihrer politischen Überzeugung, mit ihren lange versteckten Fahnen. Und mit der Bereitschaft, den Wiederaufbau gemeinsam zu gestalten. Zusammengehörigkeitsgefühl und Aufbruchstimmung verdeutlichten sich in dieser Zeit in gemeinsamen Aufrufen von SPD und KPD und gemeinsamen öffentlichen Auftritten. So hatten knapp sechs Wochen vorher beide Parteien zu der ersten Kundgebung nach Kriegsende aufgerufen – und 6.000 Menschen versammelten sich am Rande des Bürgerparks, um sich zur Demokratie zu bekennen und die Wiederzulassung beider Parteien zu feiern. In diesen frühen Nachkriegsmonaten schien es manchmal, als stehe die Fusion der zwei Traditionsparteien auch in Bremen auf der Tagesordnung. Ein Irrtum. Die Einigkeitsbestrebungen waren lediglich eine Episode. Die Differenzen sollten schnell wieder wachsen. Trotzdem – oder gerade deshalb – sollte zu dieser ebenso kurzen wie besonderen Phase auch der 1. Dezember in Wasserhorst gezählt werden. Obwohl es sich um eine Trauerfeier mit der ihr eigenen Atmosphäre handelte, war die politische Botschaft des Zusammenhaltens auch dort eindrucksvoll zu vernehmen. Und erkennbar wurde, was die Linksdemokraten auf jeden Fall einte: die gemeinsame Sicht, dass die Schreckenszeit der NS-Diktatur zu schlimmer Nachwirkung führen kann.

Nachtrag

Februar 1946: In einem dreitägigen Prozess wurden vier der acht Angeklagten zum Tode verurteilt, drei zu lebenslang Zuchthaus, einer zu 40 Jahren Gefängnis – trotz dürftiger Beweislage und nur einiger Teilgeständnisse. Juli 1946 Vollstreckung der Todesurteile. Im September erhielt ein weiterer Angeklagter – erst später festgenommen und wie die anderen ehemaliger Zwangsarbeiter – eine lebenslange Zuchthausstrafe. Mitte der 50er-Jahre wurden zwei Verurteilte aus unbekannten Gründen entlassen, möglicherweise eine verdeckte Wiedergutmachung. 1967 besuchte Wilhelm Hamelmann zwei der drei noch im Zuchthaus Verbliebenen, setzte sich für ihre Begnadigung ein. 1968/69 geschah dies nacheinander. 1973 konnte der letzte der 1946 Verurteilten das Gefängnis verlassen, er verblieb bis zu seinem Lebensende in einer sozialtherapeutischen Einrichtung.

Helmut Dachale
(Stand: November 2025)

Quellen und weiterführende Literatur

Peter Brandt, Antifaschismus und Arbeiterbewegung, Aufbau – Ausprägung – Politik in Bremen 1945/46, Hamburg 1976

Helmut Dachale / Carsten Momsen, Als Opfer zu Tätern wurden, Bremen 2019

Gemeinsam begann es 1945, „Der Aufbau“ schrieb das erste Kapitel, Ffm 1978

Wilhelm Hamelmann, Vergeben statt Vergelten, Altdorf bei Nürnberg 1961, Niedenstein 1995

Weser-Kurier, Jahrgang 1945

Peter F. Zimmermann, Keine Versöhnung am offenen Grab, in: Helmut Dachale, Versöhnung im Alleingang, herausgegeben vom Evangelischen Bildungswerk Bremen, Bremen 2013